

Das Zeitalter der römischen Revolutionen.

Von Fritz Taeger.

Der ernsthafteste historische Forscher wird sich heute kaum noch vor der Erkenntnis verschließen dürfen, daß gewisse Gesetze das innere und äußere geschichtliche Werden beeinflussen; er wird ihr Wesen zu erkennen und ihren Geltungsbereich abzugrenzen suchen. Aber je tiefer er sie zu erfassen glaubt, um so entschiedener wird er die Individualität und Einmaligkeit eines jeden historischen Vorganges betonen und um so schärfer billige Verallgemeinerung und platte Parallelisierung ablehnen. Sein Streben wird es bleiben, den Einzelvorgang oder die Summe von Einzelvorgängen, die das Wesen einer geschichtlichen Periode ausmachen, in ihrer Bedeutung in dem großen Werdegang geschichtlicher Entwicklung zu begreifen.

Welche Zeit umspannt die römische Revolutionsperiode? Anfang und Ende liegen so fest wie selten nur die Grenzpunkte geschichtlicher Zeitalter. Eingeleitet wird sie durch die Reformen des Tiberius Sempronius Gracchus im Jahr 133; den Abschluß bilden die Schlacht bei Actium im Jahre 31, in der der spätere Kaiser Augustus M. Antonius bezwang, und die Vorgänge von 27 und 23, in denen Augustus die neue Staatsordnung, den Principat, in allen wesentlichen Zügen ausbaute. Am Anfang der Entwicklung steht der Versuch, die republikanische Staatsordnung durch eine grundlegende Reform zu stärken und Roms Weltmachtstellung durch sie zu sichern; das Ende bildet eine Neuordnung, die unter kluger Schonung spätrepublikanischer Verfassungsformen und in geschmeidiger Anpassung an spätrepublikanische Ideologien die Monarchie begründet. Schon darin liegt eingeschlossen, daß sich in diesen hundert Jahren einer der großen, geschichtlich entscheidenden Vorgänge abgespielt hat. Und es wäre begreiflich, wenn man eine kurze zusammenfassende Charakteristik dieses Zeitraumes auf die Aufhellung dieser Entwicklung beschränken würde. Ich glaube aber, daß eine solche Beschränkung zu eng wäre und der geschichtlichen Be-

deutung dieser Jahrzehnte nicht gerecht würde. Wir haben längst die isolierende Betrachtungsweise der einzelnen Völker der alten Welt zu überwinden und die Geschichte dieses Völkerkreises als Einheit zu begreifen gelernt. Wir werden also die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Zeitalters zunächst an ihrer Bedeutung für die Geschichte der alten Völker bemessen.

Die alte Geschichte ist Mittelmeergeschichte; das heißt, sie ist die Geschichte der Völker und Staaten, die durch die geographischen Bedingungen des Mittelmeerkreises selbst bei verhältnismäßig primitiven Verkehrsverhältnissen in einer Schicksalsgemeinschaft verbunden waren. Eine solche Gemeinschaft bildete sich naturgemäß nur sehr langsam heraus, weil die in den geographischen Bedingungen gegebenen Voraussetzungen verhältnismäßig spät zunächst kulturell und dann erst politisch wirksam wurden. Viele Jahrhunderte hindurch, die im Osten des Mittelmeergebietes bereits im hellen Lichte der Geschichte liegen, wirkten diese Faktoren nur unbewußt und erfaßten die einzelnen Teilgebiete mit ganz verschiedener Intensität. Universalistische Ideen, der Gedanke, die bekannten Völker der Erde in einem Weltreich zusammenzufassen, erwachten schon früh. Die Grenzen aber, die sich einzelne Herrscher der älteren mesopotamischen Großreiche, die Pharaonen des Neuen Reichs, ja noch die gewaltigen Imperialisten von Assur und Neubabylon setzten, zog der verhältnismäßig enge politische und wirtschaftliche Gesichtskreis ihrer Völker. Erst im letzten vorchristlichen Jahrtausend wurden diese Schranken überwunden. Die phönikische Kolonisation umspannte, den großen Handelsstraßen folgend, Ost- und Westbecken des Mittelmeeres; die griechische Expansion ergriff etwas später den Raum von der Nordküste des Schwarzen Meeres bis zur Kyrenaika und von der Nilmündung bis zur spanischen Ostküste. Ein einheitlicher, staatlich-politischer Wille durchdrang diese Räume aber wohl zum erstenmal, als König Dareios von Persien ein Erkundungsgeschwader in die großgriechischen Gewässer entsandte und als Xerxes Karthago zum gemeinsamen Angriff gegen die Griechen aufforderte. Dauer und durchschlagender Erfolg waren den persischen Ansprüchen so wenig wie den mittelmeerumspannenden Gedanken einzelner attischer Staatsmänner beschieden. Sie blieben auch Alexanders Wollen versagt, in dem persische und griechische Gedankengänge wirkten. Aber er sprengte beide Welten, als er den Plan faßte, Ernst mit der Eroberung der Oikumene zu machen. Sein Werk blieb unvollendet. Im Norden vermochte er die Steppenvölker Südeuropas und Mittelasiens nicht

zu unterwerfen; im Osten scheiterte sein Vorstoß über das Fünffstromland hinaus an klimatisch-geographischen Schwierigkeiten, die eine Meuterei seiner Soldaten auslösten; die Unterwerfung der bekannten Länder in Arabien, Nordwestafrika und an den westlichen Mittelmeerküsten vereitelte sein Tod. Trotz alledem war 323, als der große König in Babylon, das er zum Mittelpunkt seines Weltreiches bestimmt hatte, starb, Gewaltiges geschaffen. Zum erstenmal in der Geschichte war der östliche Mittelmeerraum staatlich zusammengefaßt, als das vorderasiatische Reich der Achaimeniden mit dem makedonisch-griechische Aegaeisreich Philipps II. vereinigt war. Im Osten wenigstens waren die Grenzen des in intensiver Verbindung mit den eigentlichen Mittelmeervölkern stehenden Länderkreises erreicht. Das Reich Alexanders zerfiel nach dem Tod seines Schöpfers. Die Randlandschaften in Baktrien und Indien und das Hochland von Iran, die geopolitisch nur locker mit dem engeren Mittelmeerraum verbunden sind, lösten sich bald von ihm ab.

Nicht einmal im östlichen Mittelmeerraum blieb trotz der stärkeren Durchdringung mit griechischer Kultur die staatliche Einheit gewahrt. Ein verwickeltes System von Groß- und Mittelstaaten bildete sich, dessen einzelne Glieder in engen politischen und kulturellen Wechselbeziehungen zueinander standen. Es sicherte dem hellenisierten Osten rund drei Generationen noch, bis in die Anfänge des zweiten Jahrhunderts, auf allen Gebieten staatlichen und geistigen Lebens den Vorrang. Im gleichen Zeitraum beherrschte auch den Westen ein ähnliches Gleichgewicht der Großmächte, in dem zunächst drei Staaten, und nach dem Rückgang von Syrakus nur noch Rom und Karthago nebeneinander standen. Enge politische und wirtschaftliche Beziehungen aber faßten schon in dieser Zeit die beiden Machtssysteme zu einer großen Einheit zusammen, in der der Siegeslauf der hellenistischen Kultur auch im Westen, in Rom und Karthago und in ihren Interessengebieten, die staatliche Zusammenfassung langsam vorbereitete.

In den letzten Jahrzehnten des dritten Jahrhunderts schon fiel im Westen die Entscheidung, die das weitere Schicksal der Mittelmeervölker bestimmte. Rom vernichtete im zweiten punischen Krieg die letzte ebenbürtige Macht. Während es früher kaum politisch aktiv nach dem Osten übergegriffen hatte, wurde es jetzt immer tiefer in die Händel des Balkanraums verwickelt. Wider seinen Willen eigentlich und wider den Willen der herrschenden Gesellschaftsschicht, der Nobilität, wurde es immer mehr in die Fragen des hellenistischen Staatensystemes hinein-

gezogen. Als die Wunden des hannibalischen Kriegs kaum zu heilen begonnen hatten, brach eine neue Kampfperiode an, die machtpolitisch schon im Jahre 168 entschieden wurde, als Aemilius Paulus bei Pydna in Makedonien die durch innere Festigkeit und militärische Leistungsfähigkeit führende hellenistische Großmacht zerschlug. Sinfort war Rom die einzige Großmacht des Mittelmeerkreises und blieb es, Parthien und Neupersien zum Trotz, bis in die Anfänge der Spätantike.

Roms Siegeslauf war imponierend. Aber war es imstande, die Aufgaben zu lösen, die ihm aus seiner Macht gestellt wurden? Konnte es der Welt Frieden und Gerechtigkeit bringen, wie es seine besten Männer versprachen und seine Freunde erhofften? Ein Blick auf die Organisation seines Weltreichs gibt schon in gewisser Beziehung eine Antwort auf diese Frage. Nirgends war sie abgeschlossen. Das römische Bürgergebiet bedeckte nur einen Teil der mittellitalischen Landschaften. Das übrige Italien war nur durch ein elastisch gegliedertes System von Bündnissen mit dem Vorort vereint, der sich nach antiker Art die militärische und politische Führung vorbehalten hatte. Eine großzügige Neuordnung im Sinne altrömischer Politik, die stets die dazu reif gewordenen Gebiete in die Bürgererschaft aufgenommen hatte, war eine der dringendsten Forderungen. Und nicht minder dringend war eine endgültige Vereinigung aller Mittelmeerprobleme. Hier umfaßte das Staatsgebiet nur einen Bruchteil der politisch bereits eingegliederten Landschaften, Teile von Spanien, Nordafrika und der Balkanhalbinsel und die Inseln des westlichen Mittelmeeres. Überall sonst begnügte sich die „Herrin Rom“ mit lockeren Bündnis- und Abhängigkeitsverhältnissen und beschränkte die Souveränität ihrer Bundesgenossen und Klientelstaaten, wenn sie überhaupt eingriff, nur soweit, als es ihr nackter Egoismus forderte, der jede Großmachtsbildung im Keim zu ersticken gebot. Sobald die römische Politik versagte, und sie tat es in diesem Zeitalter bei der inneren Auflösung der herrschenden Gesellschaft oft, waren all die miteinander rivalisierenden Klein- und Mittelstaaten praktisch frei und selbständig. Schon dadurch wurde unsägliches Unheil über die Mittelmeerwelt gebracht, weil keiner dieser vielen Staaten auf alte, durch die Machtverschiebung sinnlos gewordene Ansprüche und Rechte verzichtete. Schlimmer aber noch quälte Provinzen und Klientelstaaten die krasse Ausbeutung durch römische Beamte, Staatsmänner und Kapitalisten. Einer tatkräftigen und zielbewußten Regierung waren hier die größten Aufgaben gestellt. Einzelne verantwortungsbewußte Römer dieser Zeit hatten sie erkannt; Entscheidendes

aber war in all den Jahren bis 133 nicht geschehen, weil sich die Nobilität als Gesellschaft nicht zu einer großzügigen Behandlung der Außenpolitik aufrufen konnte und weil der naive Egoismus des antiken Gemeindestaates vereinzelte Reformen sofort entwertete.

Erst dem Revolutionszeitalter blieb es vorbehalten, diese großen Probleme zu lösen oder einer Lösung nahezubringen. An die Vergangenheit anknüpfend, fand es im Bundesgenossenkrieg die Formen für die Organisation Italiens als Bürgergebiet und schuf in der Munizipalverfassung die Grundlagen für das blühende Städtewesen in der westlichen Reichshälfte in der späten Republik und der Kaiserzeit; es griff unter dem Einfluß einzelner überragender Persönlichkeiten die staatliche Einigung des gesamten Mittelmeerraumes zielsicher an und fand auch hier, wiederum auf älteren Formen aufbauend, in allen wesentlichen Zügen schon die Organisation, welche die Kaiserzeit weiterentwickeln konnte. Von der Warte der Mittelmeergeschichte aus betrachtet, ist somit diese Zeit die Übergangsperiode zwischen dem Hellenismus und der Kaiserzeit. Sie verbindet beide miteinander, leitet sie ineinander über, findet aber noch nicht die endgültige Gestaltung, weil die vielen Krisen ihr dazu nicht den Raum ließen. Ihr fehlt zu Zeiten wohl der dramatische Reiz der hellenistischen Periode. Die römische Expansion vollzog sich ohne Widerstand gleichwertiger Gegner. Ihre Linien schrieben die geographische Gestaltung des Mittelmeerraums und die in der vorhergehenden Zeit gewonnenen Positionen fast zwangsläufig vor. Einen gewaltigen Schwung erreichte sie erst, als Sulla in Mithridates den großartigsten Repräsentanten eines orientalisierten Hellenismus bekämpfte, als Lucullus und Pompeius Ordnung auf dem Trümmerfeld des späthellenistischen Staatensystems schufen und als Caesar im Westen die Eroberungen weit über die Grenzen des Imperiums, das bis dahin ein Küstenstädtereich gewesen war, in Kontinentalräume vorschob. Trotz ihrer raumsprengenden Phantasie aber erfaßten die großen Imperialisten dieser Zeit gerade die Gebiete, in die im Westen italisches Volkstum und italische Kultur drängten, und in denen im Osten das Griechentum seine dauerndsten Eroberungen gemacht hatte. So blieb ihr Tun nicht zeitgebunden. Damals wurden weithin schon die Grenzen erreicht, in denen sich das weitere Leben des Imperium Romanum abspielte, und die noch viele Jahrhunderte über das Ende des weströmischen Reichs hinaus das Schicksal des germanisch-romanischen Staatensystems beeinflussten.

Alle Erscheinungen eines Übergangszeitalters aber sind auch das

Kennzeichen der inneren Entwicklung dieses Zeitraums. Die gewaltige Ausweitung konnte nicht ohne Rückwirkungen auf den Staat bleiben, von dem sie ausging. Der ältere römische Staat, in dem ein Polybios die vollkommene Verfassung verwirklicht sah, war ein Bauernstaat mit seiner typischen Gesellschaftsordnung gewesen. Ihn trug die Volkskraft seiner Bauern, ihn leitete die zähe Klugheit seines großgrundbesitzenden Adels. Solche Kräfte hatten seine Politik nach innen und außen bis in das dritte Jahrhundert hinein bestimmt. Ihr Hauptziel war, Grund und Boden für den Bevölkerungsüberschuß Roms und der eng mit ihm verbundenen Städte und Stämme zu gewinnen. Eine solche Politik war zäh und vorsichtig, erdgebunden und organisch, weil sie von überpersönlichen, organischen Kräften geformt wurde. Das Große an dieser frühromischen Politik aber war es, daß sie auch den Interessen der anderen städtischen Bevölkerungsschichten zu dienen verstand, ohne darüber ihren Grundcharakter zu gefährden. An ihr und aus dem Wechselspiel von städtischem und ländlichem Mittelstand und Adel, der seit dem vierten Jahrhundert zwei sozial homogene, aber politisch zunächst noch differenzierte Elemente, den römischen Uradel der Patrizier und große Familien vornehmlich aus dem Neubürgergebiet, als gleichberechtigte Partner in dem Amtsadel der Nobilität umspannte, erwuchs das Wunderwerk der römischen Verfassung. Diese war in den Tagen ihrer reinsten Entfaltung freilich nicht eine gemischte, wie Polybios behauptet, aber Urbild der Aristokratie im aristotelischen Sinn. Durch sein Schwergewicht aber wurde dieser Staat, fast wider seinen Willen, über seinen natürlichen Rahmen hinausgedrängt. Schon im dritten Jahrhundert erkaufte er mit den Blutopfern des italischen Bauerntums Provinzen, die dessen Söhnen nicht mehr zugute kamen. Eine Spannung entstand, die sich immer mehr verschärfte, als nunmehr andersgerichtete wirtschaftliche und politische Interessen von Nobilität und langsam entstehendem Großkapital die Außenpolitik der Gemeinde beeinflussten. Der konservative Charakter des römischen Staates verhinderte die langsame Angleichung überkommener Institutionen an die gewandelten Verhältnisse. So wurden sie zu einer schweren Gefahr für alle Kreise der Bevölkerung, die für die neue Politik verhängnisvolle Opfer ohne vollwertigen Ausgleich bringen mußten. Die langwierigen Kriege in den Provinzen, vor allem in Spanien, hätten schon unter normalen Verhältnissen zahlreiche klein- und mittelbäuerliche Existenzen vernichtet. Jetzt aber kam zu dieser Belastung eine noch gefährlichere, weil sie rein wirtschaftlicher Art war. Die Konkurrenz des sizilischen

und afrikanischen Getreides, das zumeist in kapitalistisch betriebener, technisch hochentwickelter Plantagen- und Latifundienwirtschaft gewonnen wurde, bedrohte den bäuerlichen Getreidebau, der in Italien bis ins zweite Jahrhundert hinein vorherrschend geblieben war. Wirtschaftsumwälzungen waren die Folge, die zu einer ungesunden Erweiterung des Großbesitzes führten, der, ein gelehriger Schüler der Karthager und Sikelioten, mit billigem Sklavenmaterial arbeitete und schon die großen Besitzverschiebungen der hannibalischen Zeit rücksichtslos auszunutzen verstanden hatte. Der Bevölkerungsrückgang auf dem flachen Land und der Abstrom in die Großstadt Rom, wo der Bauer zum Proletarier sank, waren die weitere Folge. Das Gepräge des Staats änderte sich diesem sozialen Strukturwandel entsprechend (um bei der aristotelischen Terminologie zu bleiben) aus der Aristokratie in die plutokratische Oligarchie.

Schwerlich aber wäre aus diesem Prozeß allein eine ernstliche Gefahr für das Regiment der Nobilität erwachsen. Er steigerte ihre wirtschaftliche Macht den Massen gegenüber, ohne eine neue politisch aktive Schicht zu bilden, weil die eigentlichen Kapitalisten, die Ritter, wie man sie damals schon nannte, keinerlei politischen Ehrgeiz besaßen und zufrieden damit waren, zusammen mit den adligen Beamten Provinzen und Klientelstaaten auszubeuten. Gefährlich wurde er erst durch den Umstand, daß sich gleichzeitig die geistige Haltung der Oberschicht von Grund aus wandelte. Hervorgegangen aus wirtschaftlich und kulturell homogenen Schichten, nur sehr vorsichtig durch Hinzutritt neuer Familien, durch *homines novi*, sich ergänzend, hatte sie ihre Macht auf ihrer inneren Geschlossenheit begründet. An Koteriekämpfen hatte es in dieser Adelsgesellschaft so wenig wie in der attischen des 6. und der englischen des 18. Jahrhunderts gefehlt. Aber diese Kämpfe gingen vornehmlich um die Macht im Staat, um die hohen Ämter und Priester-tümer, aber nicht um die Grundfragen der inneren und äußeren Politik, weil die realen Ziele aller Koterien und Geschlechter lange die gleichen blieben und weil das Individuum sich dem Gesellschaftsgesetz unterwarf. Diese Homogenität ging im zweiten Jahrhundert an Gefahren zugrunde, die zu Ende des vierten zum erstenmal blitzartig aufgetaucht waren. Wenn es einmal gestattet ist, einen verwickelten geistes- und gesellschaftsgeschichtlichen Vorgang auf knappe Formeln zu bringen, so trugen zwei Faktoren, die neue Weltmachtstellung Roms und der innere Auflösungsprozeß der römischen Geistigkeit, die Hauptschuld daran. Die eine schuf verwickelte Verhältnisse, die schärfere Gegensätze

und schroffe Stellungnahme des einzelnen mit sich brachten und dem Individuum auf Zeit wenigstens Rechte einräumten, welche die alte Staatsordnung nicht, oder doch nur in seltenen Ausnahmefällen gekannt hatte. Der andere wurde durch das Einströmen hellenistischer Lebensformen beschleunigt, das wiederum die staatlichen Verhältnisse, die Herrschaft über den Osten, begünstigten. Die ausgeprägt römische Geistigkeit, die schon seit Jahrhunderten unter dem stillen Einfluß der griechischen Welt stand, war jetzt durch ihre organische Eigenentwicklung soweit aufgelockert, daß sie für die Aufnahme einer weiter entwickelten Geistesform reif geworden war, die eine schwere Krisis im sittlichen und religiösen Denken der Oberschicht herbeiführte. Beide Entwicklungstendenzen aber wirkten in einem Punkt, in der Auflösung der alten Gesellschaftsbindung und in der Individualisierung des Staates, zusammen. Unter solchen Verhältnissen war es nur noch eine Frage der Zeit, wann die Staatsform, die in einer nach allen Seiten unterhöhlten Gesellschaftsordnung wurzelte, zugrunde gehen werde.

Den äußeren Anstoß dazu gab eine Bewegung, die ihrem Wesen nach streng konservativ, ja reaktionär war. Tiberius Sempronius Gracchus, einem Kreise hochvornehmer Familien angehörend, die diese Entwicklung längst mit banger Sorge verfolgt, aber aus instinktiver Furcht vor unabsehbaren Verwicklungen die Reform nicht gewagt hatten, wollte 133 als Volkstribun durch die Erneuerung eines mehr als zweihundert Jahre alten Gesetzes Latifundien- und Sklavenwirtschaft einschränken und durch eine umfassende Siedlung die Proletarisierung Roms mildern, Bauerntum und Wehrkraft neu stärken und für die Zukunft sichern. Der Versuch, den die besten Männer der Gemeinde unterstützten, stieß auf den entschlossenen Widerstand aller Nutznießer der oben gekennzeichneten Entwicklung. Nach bewährter Taktik römisch-oligarchischer Staatskunst lähmten sie die tribunizische Initiative durch die tribunizische Interzession. Über diesen — unerwarteten — Widerstand wurde der Reformier zum Revolutionär, und zwar zum Revolutionär wider Willen. Unter dem Einfluß griechischer Gedankengänge griff er auf die Idee der Volkssouveränität zurück, die, in dem Wesen der römischen Verfassung eingeschlossen, durch die Verfassungsentwicklung zurückgedrängt war, setzte wider die geltende Rechtsauffassung den opponierenden Tribunen ab und erzwang Annahme und Durchführung seines Ackergesetzes. Der Senat, das Organ der Nobilitätsherrschaft, wurde beiseitegeschoben; ein paar kurze Wochen war der Reformier der mächtigste Mann in Rom. Es konnte den Anschein erwecken, als lenkte die

römische Verfassungsentwicklung, ähnlich wie die attische des fünften Jahrhunderts, in die Demokratie über, und als verdränge der Vertrauensmann des Volks, gestützt auf alte und neuerrungene Rechte der Komitien, der Organe des souveränen Volkes, den Senat aus der Staatsleitung — Polybios hatte dies befürchtet. In diesem Augenblick aber zeigte sich, daß in Rom die gesellschaftlichen Grundlagen einer solchen Entwicklung nicht vorhanden waren. Anders als in Athen fehlten hier selbstbewußte und wirtschaftlich unabhängige Volksschichten, die an den Platz des beiseitegeschobenen Adels hätten treten können. Die Organisation Roms in den üblichen Formen des antiken Gemeindestaates bevorzugte zwangsläufig die hauptstädtische Bevölkerung, die in normalen Verhältnissen die Entscheidung in den Komitien gab. Bei der geringen Entwicklung des römischen Gewerbes war diese aber wirtschaftlich ohnmächtig, demgemäß abhängig und unzuverlässig. Sie bewährte sich jetzt schon als bestes Werkzeug einer verderbten Oligarchie. Gewiß war die Landbevölkerung trotz der sozialen Not unabhängiger und sittlich weniger unterhöhlt. Dafür war sie bei der räumlichen Ausdehnung des Bürgergebiets völlig außerstande, ihre staatlichen Rechte dauernd geltend zu machen. Und schließlich war auch der Volkstribunat, den Tiberius Gracchus in den Dienst von Reform und Kampf gestellt hatte, kaum dazu geeignet. Ein altes revolutionäres Amt aus der Zeit des sogenannten Ständekampfes, war er längst zu einer wirksamen Waffe für die Erhaltung der Nobilitätsherrschaft in ihren geschichtlich gewordenen Formen gemacht, der seinem Träger zwar die religiöse Unverletzlichkeit und größten Einfluß auf Gesetzgebung und Rechtsprechung sicherte, ihm aber keinerlei Anteil an der Befehlsgewalt einräumte.

Der Reformier wurde, als seine Niederlage schon besiegelt war, von den Gegnern, die ihm Streben nach der Tyrannei vorwarfen, erschlagen, ohne daß sie die Machtmittel des Staates aufzubieten brauchten. Sein Werk, das nach seinem Tode ungefährlich erschien, ließen sie ein paar Jahre unangetastet, weil weite Kreise der Nobilität, die ihn als Revolutionär bekämpft hatten, die Reform selbst billigten, da auch sie die aufziehenden Gefahren klar erkannt hatten. Verhängnisvoll aber war es, daß sie den Mut nicht aufbrachten, in langsamer, zähebemender Arbeit sein Werk auszubauen, und daß sehr bald schon Verwicklungen eintraten, die auch die von ihm eingeleitete Reformarbeit stilllegten. Die Reform war von vornherein auf halbem Weg stehen geblieben. Tiberius Gracchus hatte sie zwar unter panitalischen Ge-

sichtspunkten begonnen; aber sie war, sei es durch seine Schuld, sei es durch die seines Anhangs, den römischen Proletariern allein oder doch so gut wie allein zugute gekommen. Sie hatte es nicht verstanden, die verwandten Bestrebungen im Bundesgebiet zu wecken und die wirtschaftlichen Interessen der dortigen breiten Massen auszuspielen, hatte aber die Belange der durch wirtschaftliche Interessengemeinschaft mit der römischen Nobilität eng verbundenen bundesgenössischen Oberschicht vielfach verletzt und den föderativen Charakter des römisch-italischen Staats, der an eben dieser Interessengemeinschaft seine beste Stütze besaß, gefährdet. Eine Krisis in Italien aber hätte eine Krisis im ganzen Reich bedeutet. Um sie zu vermeiden und um Bestand und föderalistischen Aufbau des Gesamtreiches vor Erschütterungen zu bewahren, griff der jüngere Scipio, der Bezwiner von Karthago und Numantia, ein. Er nahm der Ackerkommission die richterlichen Befugnisse und übertrug sie den Konsuln. Das war das Ende der Siedlungstätigkeit, die in knappen drei Jahren an die 80 000 neue Bauernstellen geschaffen hatte. Scheinbar hatte die Reaktion auf der ganzen Linie gesiegt, war die Entwicklung auf den Ausgangspunkt von 133 zurückgekehrt: Aber darin liegt schon eingeschlossen, daß ein Sieg in diesem Sinne unmöglich war, weil die schleichende Krisis nicht behoben war, da die Reform von 133 nur Symptome, aber keine Ursachen abgestellt hatte, und weil der erste Vorstoß neue Kräfte befreit hatte, die zwangsläufig weiterwirkten. Die Reformpartei, die sich auf die Macht einzelner großer Familien stützen konnte, organisierte sich, versuchte die Revolution zu legalisieren und verbündete sich mit den breiten Schichten in den bundesgenössischen Gemeinden, denen sie Hoffnung auf das römische Bürgerrecht eröffnete. Sie erlitt schwere Niederlagen, die schwerste 125, als Fregellae einen verzweifelten Aufstand wagte, der ihre Führer bloßstellte. Trotzdem hatte sie stark an Boden gewonnen, als 10 Jahre nach Tiberius Gracchus sein jüngerer Bruder Gaius zum Tribunen gewählt wurde. Anders als Tiberius war er ein Staatsmann ganz großen Formats, dessen kluge Taktik schon das Beste zu der langsamen Festigung seiner Partei getan hatte. Er kämpfte jetzt um die Machtbasis, die Tiberius gefehlt hatte. Die städtischen Massen und die plebs rustica, die Landbevölkerung, die in Ausnahmefällen wenigstens in den Komitien jede Entscheidung erzwingen konnte, zu gewinnen, war leicht. Das Ackergesetz hatte seinen alten Zauber noch nicht eingebüßt, und neue Gesetze, allen voran ein Getreidegesetz, das den Massen von Staats wegen billiges Getreide sicherte, verschafften ihm eine Gefolg-

schaft, die stärker als die der Gegner war. Aber eine Dauerstellung ließ sich darauf, wie schon die Vorgänge von 133 erwiesen hatten, nicht gründen. Dazu mußte die Großbourgeoisie, die Ritter, die bisher, zufrieden mit ihrer wirtschaftlichen Machtstellung, politisch nicht hervorgetreten waren, als Stand organisiert und gegen die Nobilität aufgerufen werden. Das gelang Gaius, als er ihnen die Geschworenengerichte auslieferte, die in allen politisch wichtigen Prozessen, besonders in den Erpressungsverfahren gegen Provinzialbeamte Recht sprachen, und als er ihnen auch die Einziehung der Gefälle der Provinz Asien übertrug. All das waren Kampfmaßnahmen, die unsägliches Unheil über Rom und das Reich brachten, weil sie die Proletarisierung Roms beschleunigten, die Verderbnis der städtischen Massen steigerten, die soziale Krisis verschlimmerten und die Provinzen den Rittern und den von ihnen gebildeten Steuerpachtgesellschaften auslieferten. Ein gerechtes Urteil über Gaius Gracchus aber erfordert die Feststellung, daß sie für ihn nichts weiter als Mittel zu höherem Zweck waren, taktische Maßnahmen, die seinen Kampf um die Reorganisation des Gesamtreichs ermöglichen und decken sollten. Da aber zeigte sich, daß ihm sein Anhang gerade hierin nicht zu folgen gewillt war. Er hatte sich seiner Führung anvertraut, solange er seine Sonderinteressen vertrat; in dem gleichen Augenblick, als seine Gegner durch Übersteigerung seiner Demagogie ihn austachen, und als er daran ging, die Bundesgenossenfrage durch Verleihung des Bürgerrechts an die Latiner und der Latinität an die socii vorsichtig genug zu lösen, und als er die starre Beschränkung des Bürgergebiets auf Italien durch die Anlage der Bürgerkolonie Junonia auf der von Scipio verfluchten Stätte von Karthago durchbrach, fielen die Massen und die Ritter von ihm ab, die ihm bis in das Frühjahr 122 eine fast königliche Macht geschenkt hatten. Als er sich für das Jahr 121 zum drittenmal um den Tribunat bewarb, wurde er nicht wiedergewählt. Die Gegner gingen daran, ihren Sieg auszunutzen und sein Werk zu beseitigen. Sie setzten bei Junonia an, weil sie hier am leichtesten den stumpfen Aberglauben der Massen, den sie selbst nicht mehr teilten, ausspielen konnten. Gaius wollte nicht nachgeben und vergaß die kühle Besonnenheit, die ihn trotz seiner Leidenschaftlichkeit bisher vor jedem Angriff geschützt hatte. Als er sein Werk in offener Revolution zu verteidigen suchte, wurde er 121 mit seinem Anhang im Straßenkampf beseitigt.

Sein Tod bedeutet eine der Epochen der römischen Entwicklung. Die erste Phase des Revolutionszeitalters, durch lautere Reform-

versuche von Roms besten Bürgern gekennzeichnet, war beendet. Keines Wollen hatte eine Entwicklung von vielen Jahrzehnten nicht rückgängig machen können. Es hatte sich gegen seine Träger gekehrt, die ihr Tun mit ihrem Blute büßten. Der Weg, den sie eingeschlagen, und die Mittel, die sie eingesetzt hatten, waren untauglich, ja verhängnisvoll gewesen.

Der Kampf aber mußte weitergehen. Beide Gruppen standen sich nach wie vor schroff gegenüber. Feste Bezeichnungen müssen sich spätestens in diesen Jahren gebildet haben. Die Anhänger der Reform nannten sich die Popularen, ihre Gegner bezeichneten sich als Optimaten. Die Beziehungen zu den bekannten griechischen Parteinamen „Demos“ und „Aristoi“ sind unverkennbar. Und doch wäre nichts irriger als die Annahme, die eine Gruppe habe im Gegensatz zu der anderen ein ausgesprochen demokratisches Ziel verfolgt. Ohne hier auf Einzelheiten einzugehen und die Entwicklung der beiden Richtungen zu verfolgen, sei nur soviel gesagt, daß beide in dem aristokratischen Staatsgedanken Roms wurzelten und daß beide ihren besten Rückhalt an einflußreichen Familien der gleichen Gesellschaftsschicht, deren Macht auf den vielfältigen Abhängigkeitsverhältnissen der römischen sozialen Schichtung beruhte, besaßen. Kämpften die Optimaten um die Aufrechterhaltung der geschichtlich gewordenen Staats- und Gesellschaftsordnung, so erstrebten die Popularen, wie zahlreiche Äußerungen aus allen Jahrzehnten dieses Zeitraums erweisen, eine Stärkung des kleinen Grundbesitzes, um durch diese soziale Reform den alten aristokratischen Charakter des Staates, wie er in der klassischen Zeit der Republik, der Zeit der Samnitenkriege, bestanden hatte, wiederherzustellen und die Oligarchie zu beseitigen. Aus den Momenten, die wir bereits kennengelernt haben, ergibt sich, daß keine der beiden Gruppen den Endsieg erhoffen durfte, weil die eine um den Bestand einer Welt kämpfte, die an ihrer inneren Zersetzung zugrundeging, während die andere durch Abstellung von Einzelsymptomen die Rückkehr zu einer idealisierten Vergangenheit zu erzwingen dachte. Beide aber sahen nicht, daß sich längst ein Umschwung angebahnt hatte, der ganz neue Mächte in den Vordergrund rückte.

Nur auf vielfachen Umwegen konnte dieser Staat, der seine besten Kräfte gerade an der konservativen Staatsauffassung aller Bevölkerungsschichten besaß, neue Gestalt gewinnen. Schon die nächsten Jahre brachten den klaren Beweis, daß die Herrschaft der Nobilität und ihres optimatischen Flügels überlebt war, weil sie weniger als je

imstande war, die dringenden Aufgaben der Außen- und Innenpolitik zu lösen. Sie trug allein die Schuld daran, daß nach etwa zehn Jahren schon eine neue populäre Bewegung, die wiederum an dem Bündnis zwischen Rittern und Masse ihre Stütze fand, zum Gegenstoß einsetzen konnte. In dem Krieg gegen Jugurtha von Numidien, der bei der Verkommenheit von Soldaten und Offizieren mit aufsehenerregenden Niederlagen begonnen hatte, legte Gaius Marius den Grund zu seinem hohen Ansehen, ein Ritter, der als homo novus dieser Konstellation den Zugang zu der höchsten Rangklasse der römischen Gesellschaft verdankte, und der das Vertrauen seiner Anhänger scheinbar voll rechtfertigte, als er, in der Kimbern- und Teutonennot Jahr für Jahr zum Konsul gewählt, in den Schlachten von Aquae Sextiae und Vercellae Italien vor dem Einfall der Germanen rettete. Als er im Jahre 100 zum sechstenmal den Konsulat bekleidete, übertraf er bei dem Autoritätsgefühl des Römers an Prestige alle Zeitgenossen, und mehr noch, besaß er die reale Macht, die den Gracchen gefehlt hatte. Er stand an der Spitze eines Heeres, das er geformt und von Sieg zu Sieg geführt hatte. Und dieses Heer war nicht mehr das Bürgeraufgebot aus Mittelstand und Bauerntum; seinen Kern bildeten Proletarier, Freiwillige, die Marius in der Not dieser Zeit eingestellt hatte. Ein Berufsheer war entstanden, das dem Staat kaum noch, aber um so enger dem Feldherrn verbunden war, der ihm Sieg, Beute und Belohnung zu verschaffen wußte. Ein Heer war geschaffen, das den großen Imperialisten der kommenden Jahrzehnte als vollkommenes Werkzeug diente, dessen Zusammensetzung aber auch eine neue Basis für das Bündnis zwischen Individuum und Masse darbot. So wurde in der marianischen Heeresreform der Grund für die römische Militärmonarchie gelegt.

Die Freunde des Marius erwarteten von ihm die Sozialreform. Wäre er ein fähiger Staatsmann gewesen, so hätte er sie durchgeführt. Vor dieser Aufgabe aber versagte er; Unentschlossenheit und Unzuverlässigkeit waren Schuld daran, daß er schließlich selbst an der Spitze der Machtmittel des Staates eine Bewegung niederwarf, die er fast bis zum letzten Augenblick insgeheim unterstützt hatte. Der Geschlagene in diesem Kampf war er selber, weil ihn sein feiges Doppelspiel um jede Achtung brachte. Eine neue Reaktionsperiode war die natürliche Folge. Sie blieb unfruchtbar wie ihre Vorgängerinnen und die Not stieg, weil die taktischen Maßnahmen, die Gaius Gracchus 123/2 getroffen hatte und die keine Reaktion zu beseitigen gewagt hatte, ihre

unheilvolle Wirkung immer stärker entfalteten. Aus solchen Verhältnissen erwuchs im Jahr 91 der großartige Reformversuch des Marcus Livius Drusus. Drusus war höchstwahrscheinlich der Sohn von Gaius Gracchus' entschiedenem Gegner. Die Politik seiner Familie war konservativ; und konservativ waren seine Gedankengänge. Aber er sah klar genug, um zu wissen, daß wahrhaft konservative Politik nur in der Lösung der großen Aufgaben des Staates bestehen könne. So nahm er den Kampf gegen die ritterliche Gerichtsbarkeit auf, die durch skrupellose Interessenpolitik jeden Kredit eingebüßt hatte, und verband damit den Versuch, die italische Frage durch Erteilung des Bürgerrechts an Latiner und Bündner endgültig zu bereinigen. Er scheiterte an dem naiven Egoismus des souveränen Pöbels und wurde ermordet, als seine Niederlage schon feststand. Sein Tod gab das Signal zu dem längst vorbereiteten Aufstand der Bundesgenossen. Fehler und Versäumnisse von vielen Jahrzehnten brachten Rom an den Rand des Verderbens. Es überwand die Gefahr erst, als es den Bündnern schrittweise entgegenkam und schließlich fast allen Italikern das Bürgerrecht einräumte. Furchtbare Opfer, die eine weitsichtige Politik leicht vermieden hätte, waren gebracht. Alle Opfer aber wog der Zustrom neuer Kräfte auf, der wirksamer als die kurzlebigen Reformen der Vergangenheit die soziale Auflösung der Mittel- und Unterschichten innerhalb der Gesamtbürgerschaft aufhielt und die erstaunliche Ausdehnung des Römertums in diesem und in den kommenden Jahrhunderten erst ermöglichte.

Mit dem Bundesgenossenkrieg verquickte sich bald der Machtkampf der beiden Gruppen, den Ehrgeiz und Rachsucht des Marius weckten, und das Ringen gegen Mithridates Eupator von Pontos, der zum letztenmal in republikanischer Zeit den griechischen und hellenisierten Osten gegen die Domina Roma aufbot. Diese Wirren trugen L. Cornelius Sulla empor. Durch eine Pöbelrevolte, die Marius und Sulpicius entfacht hatten, um Marius das Oberkommando im Osten zu verschaffen, im Jahr 88 aus Rom vertrieben, warf er als erster das von Marius geschaffene Heer in die Waagschale des inneren Kampfs, führte seine Legionen vor Rom, stürmte die Stadt, verjagte oder beseitigte die Gegner, sicherte sich den Oberbefehl gegen Mithridates und nahm erste Reformen vor, deren letzter Sinn die Verewigung des Nobilitätsregiments war.

Dann ging er nach dem Osten, schlug unter denkbar schwierigen Verhältnissen Mithridates zurück und erzwang, von der Regierung in der

Heimat geächtet, 83 im Frieden von Dardanos die Wiederherstellung des status quo. Dann erst nahm er an der Spitze eines blind ergebeneen Heeres zum zweitenmal den Kampf gegen die Popularen auf, die schon 87 die Herrschaft zurückgewonnen, aber nicht die Kraft aufgebracht hatten, grundlegende Reformen durchzuführen, oder auch nur den Machtkampf vorzubereiten, und warf sie in raschem Siegeslauf nieder. Auf unbegrenzte Zeit und mit unbeschränkter Machtfülle über den Staat gebietend, hatte er als Diktator die Möglichkeit, ihn nach seinem Willen zu formen. Im Sinn der Entwicklung hätte die Aufrichtung der Militärmonarchie gelegen, die sich schon in seinem Auftreten im Osten auch in den äußeren Formen machtvoll angekündigt hatte. Diesen letzten Schritt aber tat der Cornelier nicht, weil sein Staatsgefühl durchaus in dem optimatischen Staat dieser Spätzeit wurzelte, vielleicht aber auch, weil ihn das Schöpfertum des geborenen Herrschers nicht beseelte. In klarer Erkenntnis von den Gefahren, die ihr vom Individuum und der Masse her drohten, tat er alles, um die Nobilitätsherrschaft und ihr Organ, das Senatsregiment, für immer vor ihnen zu bewahren. Rücksichtsloser als 88 vernichtete er die Opposition, beseitigte die ritterliche Gerichtsbarkeit, schwächte den Tribunat tödlich, ordnete Rechtswesen und Verwaltung, trennte Militär- und Zivilgewalt, Reformen, die sich teilweise bis in die Spätzeit des römischen Reichs auswirkten. Einen letzten Sinn konnte sein Tun aber nur gewinnen, wenn ihm die geistig-sittliche Neubildung der Gesellschaft gelang, die allein ihr Übergewicht für die Dauer sicherte. Diese Aufgabe aber war unlösbar, und er selbst, der seinem Werk zuliebe freiwillig die Ausnahmewelt niederlegte, scheint sie nicht einmal erkannt zu haben. So blieb ihm der Enderfolg versagt, weil sein Werk, soweit es reaktionär war, allein an ihm und seiner realen Macht hing, das heißt an Kräften, die er gerade hatte ausschalten wollen.

Ein paar Jahre über seinen Tod hinaus behauptete es sich; schon im Jahr 70 siegten die Gegner, siegten Individuum und Heer, deren Bedeutung und Macht keine Reaktion mindern konnte. Der Todeskampf der Republik begann, ein wildes Schauspiel, in dem skrupellose Machtmenschen und kühle Rechner, leidenschaftliche Idealisten und laute Scharlatane nebeneinander agierten. Alte Schlagworte blieben lebendig. Sie könnten den Glauben erwecken, als ginge der Kampf jetzt doch um den aristokratischen oder demokratischen Staat. In Wirklichkeit aber waren die alten Faktoren, die ihre Macht fast nur noch ererbtem Ansehen dankten, von neuen Kräften überholt. Neue Gruppenbildungen

wie das von Cicero seit 63 leidenschaftlich erstrebte Bündnis zwischen Rittern und Optimaten vermochten sie nicht zu retten. Der Schwerpunkt des Reichs und seiner Politik verlagerte sich an seine Außenfronten, wo Männer wie Lucullus und Pompeius unbekümmert um die Fragen der römischen Tagespolitik das Weltreich der Domina Roma machtvoll ausbauten. Es hatte einen tiefen Sinn, daß das Bündnis von Individuum und Masse im Jahr 70 die sullanische Ordnung beseitigte, und daß Ritterschaft und Volk dem stärksten Widerstand aller konservativen Kräfte in der Nobilität zum Trotz Pompeius 67 und 66 die Ausnahmekommandos verliehen, die ihm fast über das ganze Reich herrscherliche Befugnisse einräumten. Denn immer noch sind die Massen eher als eine selbstbewußte und mächtige Aristokratie bereit gewesen, die Usurpation der Herrschaft durch einen Einzelnen hinzunehmen. Das Widersinnige in der Entwicklung dieser Jahre war es nur, daß der Mann, dem die entscheidende Macht bei dem Mangel an überragenden, größeren Aufgaben gewachsenen Persönlichkeiten fast wie ein Göttergeschenk in den Schoß fiel, nicht den Mut aufbrachte, seine geheimen Wünsche durchzusetzen. Pompeius konnte sich nicht dazu entschließen, gestützt auf seine Truppen und die städtischen Massen die Militärmonarchie aufzurichten, und gab sich dem Wahn hin, allen geheimen und offenen Konflikten zum Trotz auch das Vertrauen der Nobilität und der Optimaten gewinnen und sich mit ihrer Hilfe den entscheidenden Einfluß sichern zu können. Man wird seine Taktik nicht als politische Klugheit werten dürfen, weil sie, wie schon die Zeitgenossen erkannten, Schwäche und eine gewisse Charakterlosigkeit, das Erbgut seiner Familie, bedingten.

Zustande kam das von ihm ersehnte Bündnis erst, als es zu spät war; und selbst im Bürgerkrieg gegen Caesar noch lähmte das alte Mißtrauen das Handeln. Dabei fehlte es auch in der Nobilität nicht an Stimmen, die für ein solches Bündnis zwischen Individuum und Gesellschaft eintraten, weil die Erkenntnis an Boden gewann, daß dieses allein noch die ererbte Staatsform und Gesellschaftsordnung vor Pöbelregiment und Militärmonarchie bewahren werde. Schon in den fünfziger Jahren verfocht Cicero diesen Gedanken in seinem Buch über den Staat, das als erstes in lateinischer Sprache die Principatsidee entwickelte und ähnlich wie Sallusts sonst völlig anders gerichteten Sualorien ein paar Jahre später dem Staatslenker als vornehmste Aufgabe die Reorganisation der herrschenden Gesellschaft zumies.

Zunächst aber sollten ganz andere Gedanken und Kräfte triumphieren.

Die Jahrzehnte, in denen die römische Republik ihren Todeskampf durchmachte, waren nicht nur eine Zeit sinnloser Auflösung. Manche Erscheinungen, die, wie die catilinarische Verschwörung, in unserer Überlieferung eine besondere Rolle spielen, berührten Kreise, die für das Schicksal des Weltreichs belanglos waren. Andere freilich, die Sklavenkriege und die wachsende Opposition gegen das Regiment der Domina Roma, sind Symptome, welche die soziale Not der Mittelmeerwelt und den drohenden Strukturwandel des griechisch-römischen Kulturkreises blitzartig erhellen. Vorerst aber bedrohten sie das Reich und seine formenden Kräfte nicht; und vielfältigen Ausgleich schufen andere Erscheinungen, die von ungebrochener Lebenskraft künden. Machtvoll drängte das Römertum in alle Grenzlandschaften; noch immer behauptete sich das Griechentum wenigstens in den Räumen, die ihm seit Anfang dieses Jahrhunderts etwa geblieben waren. Die römische Kultur erlebte auf allen Gebieten eine Hochblüte, welche die jugendfrischen Anfänge im dritten und die erste freie Entfaltung im zweiten Jahrhundert überstrahlte. Alle Opfer dieser an furchtbaren Greueln überreichen Zeit und die schleichende soziale Krisis, die verhängnisvolle Besitzverschiebungen besonders in der sullanischen Zeit in allen Schichten der Bevölkerung gesteigert hatten, waren nicht imstande gewesen, die Volkskraft Italiens zu brechen. Der Kampf hatte alle Kräfte geweckt und befreit, die der machtvolle Zustrom griechischer Geistigkeit dauernd bereicherte und vertiefte. In Italien schienen Kraft und Pathos des Späthellenismus so gut wie seine heitere Anmut letzte Erfüllung zu finden, in der die Keime neuer Entwicklung beschlossen lagen. Das war die Welt, in der sich C. Julius Cäsar, die größte Gestalt der römischen Geschichte, zu entfalten vermochte.

Cäsar gehörte dem Uradel seines Volkes an und war seiner ganzen Art nach Römer. Gleich allen überragenden Gestalten der Weltgeschichte sprengte aber auch er die nationalen Schranken des eigenen Volkstums. Vielfach gehemmt von der sullanischen und nachsullanischen Reaktionsperiode, hatte er als einer der Führer der Popularen seinen Aufstieg begonnen. Erst zu Ende der sechziger Jahre erkämpfte er sich als pontifex maximus einen Platz neben Pompeius, um im Jahre 59 als Konsul die Führung im ersten Triumvirat, der deutlicher als sonst ein Symptom den Sieg des Individuums über die Gesellschaft kennzeichnet, an sich zu reißen. Weltgeschichtliche Weite aber nahm seine Tätigkeit erst in seiner gallischen Statthalterschaft an, als er die Ausweitung des Reichs nach dem Norden einleitete, die den Gedanken des Rüstens-

städtereichs überwand, während in Rom selbst die vollendete Anarchie herrschte. Der Kampf um den zweiten Konsulat führte zu dem Konflikt mit Pompeius, der endlich seinen Frieden mit den Optimaten geschlossen hatte. Der Bürgerkrieg, der auf den Schlachtfeldern von Pharsalos, Thapsus und Munda entschieden wurde, machte Cäsar zum Herrn des Reichs. Das überragende Individuum hatte an der Spitze des Heers den Endsieg über die Gesellschaft erfochten. Dadurch wurde auch die Gruppe ausgeschaltet, die Cäsar zunächst emporgetragen hatte. Und Cäsar ging nun daran, dem Imperium Romanum die neuen Formen zu geben. So eng er auch mit seinem Volk verwachsen war und so behutsam er überall, wo es möglich war, an die ältesten Formen römisch-latinischer Monarchie anzuknüpfen suchte, so konnte er die endgültige Ausgestaltung von Reich und Herrschaftsformen doch nur in dem Reich und dem Königtum finden, dessen letzten Ziele auch die seinen waren, in dem Alexanderreich. Das Mittelmeerreich der Domina Roma, der Herrin Rom, sollte sich nach seinem Willen in das universalistische Weltreich wandeln, dessen Grenzen die natürlichen Grenzen der bewohnten Welt waren und dessen vereinheitlichte Bevölkerung ihren Mittelpunkt in dem Gottkönig fand. Schritt für Schritt ging Cäsar diesem Ziel entgegen. Es schien nur noch eine Frage der Zeit, daß auch Senat und Volk von Rom, die Cäsars Staatsgedanke um ihre alte Rechtsstellung gebracht hätte, ihn als König anerkannten, wie sie seine Göttlichkeit anerkannt hatten. Da erlag er in dem Augenblick, als er gleich Alexander zum entscheidenden Vorstoß gegen Iran ausholte, einer Verschwörung seiner nächsten Umgebung. Gewiß bewogen grundverschiedene Motive die einzelnen Verschworenen; alle aber einte das Band, die libertas, die Freiheit, das heißt die geschichtlich gewordene Staatsform, vor Königtum und Tyrannis zu schützen.

Gerade diese Idee war reaktionär und wäre zum Scheitern auch dann verurteilt gewesen, wenn die Verschworenen entschlossener und klüger gehandelt hätten. Sie weckte neue Wirren, die alle Schrecken der vergangenen Jahrzehnte vergessen ließen. Antonius und Octavianus, Cäsars Großnichte und Adoptivsohn, stritten um sein Erbe; und daneben rangen andere Gruppen noch um die alte Freiheit oder neue Macht. Sieger in diesem Kampf blieb Octavian, ein kühler Rechner schon, als er noch nicht 19 Jahre alt war, und eine der ganz seltenen Erscheinungen der Weltgeschichte, die fast ein Kind noch nachtwandlerisch sicher ihre Bestimmung kennen und ihren schicksalhaften Weg gehen. Mit Hilfe der Senatspartei warf er Antonius zurück, um dann im

Bunde mit ihm die Cäsarmörder und ihren Anhang im Senat zu vernichten. Damals starb auch Cicero. Kränzlich und ohne militärische Begabung, schuf er sich doch in den nächsten Jahren, in denen Antonius bald seinen Ruhm aus den Schlachten des Bürgerkriegs in dem unglücklichen zweiten Krieg mit Parthien einbüßte, in zäher Arbeit und überlegener Staatskunst und Menschenbehandlung eine Machtgrundlage, die ihm 31 den Sieg bei Actium sicherte.

Der Tag von Actium bestimmte Roms Schicksal auf Jahrhunderte hinaus. Er hatte nicht nur darüber entschieden, wer Gebieter des römischen Weltreichs sein werde; er hatte auch den Charakter dieses Reiches geformt, weil er zugleich ein Sieg des römischen Staatsgedankens über die hellenistische Universalmonarchie gewesen war. Ein paar Jahre später, 27 und 23 schon, konnte Octavian, der 27 den Ehrennamen Augustus erhielt, seinem Staat die Formen geben, die sinnvoll die Wirrenperiode abschlossen. Er übernahm aus der Vergangenheit, was lebenskräftig war und seinem Werk dienen konnte. Er wahrte die Rechte des Senats und die Scheinrechte des Volks; aber er setzte eine neue Gewalt neben und über sie, die Vorrangstellung des princeps, des freiwillig anerkannten ersten Bürgers der Gemeinde, der über weite Teile des Reichs allein verfügte, fast alle Heere befehligte, alle Gebiete der Verwaltung und Rechtspflege zu beherrschen vermochte. Mochten auch äußerlich die Formen der Republik fortbestehen und mochte der Herrscher in seinem Tatenbericht sein Werk als Wiederherstellung der Republik hinstellen, in Wirklichkeit war die Monarchie aufgerichtet. Allerdings war es unter Augustus und allen Herrschern, die seinem Vorbild folgten, eine Monarchie, die klug den äußeren Schein mied, um die Macht um so ungefährdeter zu besitzen, die nach außen durchaus an die Formen spätrepublikanischen Rechts anknüpfte, in Wahrheit aber wiederum nur die letzte Folgerung aus der revolutionären Entwicklung dieses Zeitraums zog, als sie die Herrschaft der überragenden Persönlichkeit aufrichtete, die sich auf das Heer stützte. Das Wunderfame an diesem Werk war es, daß es die konservativen Kräfte, von denen es lange bekämpft war, und die revolutionären Tendenzen, denen Octavianus in den Jahren seines Aufstiegs einen furchtbaren Tribut zollen mußte, als er die sozialrevolutionären Forderungen erfüllte, die in dem Bündnis von Individuum und Heer beschlossen lagen, in neuem Kosmos fruchtbar einte, in einem Kosmos, der Nobilität und Ritterstand zu treuen Dienern des Staatsgedankens machte und in dem Heer ein Werkzeug schuf, das den Staat selbst dann noch schützte, als alle

anderen Bande zu zerbrechen drohten. Kein Klagen der Ideologen, die ihre geheimen Hoffnungen bald enttäuscht sahen, wiegt Leistungen auf, die die Sehnsucht gerade der Besten überreich erfüllten. Augustus schenkte der Welt den Frieden, den sie begehrte. Und seine Schöpfung blieb, weil sie in unbeirrbarem Instinkt erfüllte, was die Zeit verlangte, deren tiefste Ideen sie zusammenzufassen und zu befruchten mußte, wie es einst in Athen Perikles getan hatte. Und selbst als sie sich wandelte und als sie schließlich an Kraft verlor, schenkte sie der Mittelmeerwelt noch drei Jahrhunderte voll Frieden und Wohlfahrt, den glücklichsten Zeitraum vielleicht, der ihr je beschieden war.